
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 236 Bromberg, den 13. Oktober 1935

Tresor 226.

Kriminalroman von Richard Marsh.

(13. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Ich werde Ihnen den Hergang erzählen." Danach ging sie alle Stadien des Unglücks der Familie Foster durch, von der Übergabe der gesamten Vermögenswerte an den Rechtsanwalt Glaßpoole, bis zu der Aufdeckung von Edneys Verbrechen. Rodway hörte ihr mit weit aufgerissenen Augen und offenem Munde zu. „Da das Geld, das Edney Nettas Mann hinterließ, zum größten Teile aus dem Besitz meiner Familie stammt, werden Sie mir zugestehen, daß ich mindestens ebensoviel Recht habe, in dieser Sache zu urteilen, wie Sie."

„Mehr — unendlich mehr. Ich hatte keine Ahnung davon. Das ist das Schrecklichste von allem, was ich bisher gehört habe."

„Natürlich hatten Sie keine Ahnung, und das war gut so, denn wenn nicht der Zufall Sie mit einem weitsichtigen, durch und durch ehrlichen Manne in Berührung gebracht hätte, wären Sie heute der ausgeplündertste Erfinder der Welt. Das ist meine heilige Überzeugung."

„Lassen Sie mich Ihnen erklären, wie ich die Sache auffasse. Smithers, wie er sich nennt, oder Bruce, wie er nach Ihrer Angabe wirklich heißt, hat gesündigt. Das ist der Ausgangspunkt. Wie und warum weiß ich nicht. Aber ich bin sicher, er hat nichts Unehrenhaftes getan, nichts Kleinliches, nichts was mit dem Ehrenkodex eines Gentleman im Widerspruch steht. Nichtsdestoweniger hat er sich im Sinne des Gesetzes vergangen, sonst wäre er nicht ins Gefängnis gekommen. Dort hat er George Edney kennengelernt, der ihm eine märchenhaft anmutende Geschichte von einem vergrabenen Schatze erzählte, die er vermutlich nicht geglaubt hat. Als er danach aus dem Gefängnis entlassen wurde, ohne Geld und ohne Hoffnung, mit einem ruinierten Leben vor sich, hat er vermutlich gedacht, er werde einmal nachsehen, ob irgend etwas an Edneys Erzählung sei. Es war mehr, als er erwartet hatte, als irgend jemand hätte erwarten können. Sie können sicher sein, daß er, nun im Besitze einer großen Summe Geldes, sich demselben Problem gegenübersah, das sich Ihnen oder mir dargeboten hätte, nämlich: wie er dieses Geld bestens verwenden könne, um das Verbrechen George Edneys wieder gutzumachen."

„Glauben Sie das wirklich?"

„Ja, aus vollstem Herzen."

„Der Gesichtswinkel, aus dem Sie die Sache ansehen, ist mir völlig neu. Er hat viel für sich. Aber selbst wenn ich ganz Ihrer Meinung wäre, müssen Sie bedenken, daß wir nicht die einzig Wissenden sind. Es ist noch Theodor Ludlow und dieser Swire da, die bestimmte Absichten haben und vor nichts zurückschrecken werden, um zu ihrem Ziele zu gelangen."

„Sie und ich werden ihnen einen Strich durch die Rechnung machen?"

„Sie und ich? Ich verstehe nicht, wie wir Ludlow verhindern könnten, seiner Schwester alles zu sagen, und Swire, sich unangenehm bemerkbar zu machen."

„Wir werden es jedenfalls versuchen. Dazu gehört aber, daß Sie mir versprechen, alles zu tun, was ich von Ihnen verlange."

Schatten des Zweifels huschten über sein Gesicht.

„Ich werde natürlich jede Anregung, die Sie geben, sorgfältig erwägen."

„Das genügt mir nicht. Um die Leute, mit denen wir es zu tun haben, erfolgreich bekämpfen zu können, brauche ich jemanden, auf den ich mich unbedingt verlassen kann. Die Frage ist daher: Wollen Sie dieser Jemand sein oder nicht? Sind Sie für mich oder wider mich?"

„Wenn Sie es so ausdrücken, bin ich natürlich der Ihre."

*

Es war keine Ankündigung, für deren Gegenstand Mr. Swire sonderliche Sympathien hatte, wie der Ausdruck seines Gesichtes bewies.

Vortragsabend!
Jugendabteilung der Söhne des Wassers.
Mr. Theodor Ludlow
hat sich freundlicherweise bereit erklärt,
einen Vortrag zu halten über das Thema
Temperenz,
wie sie entsprang,
was sie bedeutet,
und was sie bezweckt.

Mr. Swire betrachtete das Plakat, als wäre jedes der darauf gedruckten Worte sein persönlicher Feind. Dann trat er einige Schritte zurück und widmete seine Aufmerksamkeit dem Gebäude, vor dem er stand.

Mr. Ludlow war nicht erfreut, als er entdeckte, wer auf ihn am Ausgang des Vortragssaales, in dem er soeben eine scharfe Rede gegen den Alkoholismus vom Stapel gelassen hatte, wartete, um so weniger als das betreffende, sehr herabgekommen aussehende Individuum ihn vor der ganzen, dem Gebäude entströmenden Versammlung anredete, noch dazu in familiärster Vertraulichkeit.

„Aha, da sind Sie also. Endlich habe ich Sie beim Schlafittchen. Diesmal werden Sie mir nicht auswischen."

Mr. Ludlow versuchte, dem Zusammentreffen eine leicht scherzhafte Wendung zu geben.

„Ah, Swire! Leben Sie noch? Was hat Sie hierher geführt?"

„Dasselbe wie Sie. Sie haben eine Ansprache drinnen gehalten, ich werde eine hier draußen halten — an Sie!"

Mr. Ludlow warf scheue Blicke um sich. Er konnte nicht umhin zu bemerken, daß verschiedene Personen aus seiner Zuhörerschaft ihn und seinen Gefährten neugierig und erstaunt musterten. Dies erzeugte in ihm den Wunsch, sich des ehrsamen Mr. Swire so bald wie möglich zu entledigen.

„Wenn Sie mich zu sprechen wünschen, müssen Sie mich in meinem Hause aufsuchen. Jetzt habe ich keine Zeit für Sie."

„Geben Sie mir zehn Schilling, dann läßt sich darüber reden."

„Zehn Schilling? Wofür?"

„Um mir den Mund auszuspülen. Glauben Sie etwa, ich werde trocken abziehen?"

Mr. Ludlow betrachtete Swire mit einem Ausdruck, der als eine Mischung von Unruhe und Abscheu bezeichnet werden konnte.

„Ist Ihnen bewußt, daß ich soeben eine Rede gegen den Alkoholismus gehalten habe? Und nun verlangen Sie von mir Geld, damit Sie sich betrinken können! Scheren Sie sich zum Teufel, Mann!"

„Schön, zuvor werde ich Ihnen aber noch vor all den Leuten hier einiges sagen. Ihre Schwester ist an den größten Schurken Englands —"

Diese Worte waren so laut geäußert wie jene, die Mr. Ludlow eben in der Versammlung gesprochen hatte, und der Redner des Abends erkannte, daß seine Zuhörerschaft ihnen mit noch größerer Aufmerksamkeit lauschte als seinen eigenen. Darum zog er rasch eine Geldmünze hervor.

„Hier haben Sie zwei Schilling. Gehen Sie, und kaufen Sie sich dort drüben etwas zu essen. Ich werde an der nächsten Ecke auf Sie warten. Sie können mich dann ein Stück begleiten und mir sagen, was Sie auf dem Herzen haben."

„Meinetwegen, aber lassen Sie sich nicht einfallen, mir vielleicht auszurücken, sonst mache ich einen derartigen Krach in Ihrem Hause, daß die ganze Nachbarschaft zusammenläuft."

Während Swire eiligst der Kneipe gegenüber zuschritt, fand Mr. Ludlow es ratsam, den Umstehenden eine kurze Erklärung zu geben.

„Der Mann ist ein sehr trauriger Fall, für den ich mich interessiert habe", sagte er. „Ich will ihn dem Dämon des Trunks entreißen, und hoffe noch immer, seine Seele retten zu können."

Danach schritt er stolz erhobenen Hauptes von dannen über die von Swire bezeichnete Ecke hinaus auf den nächsten Wagenstand zu. Schon mit dem Fuße auf dem Trittbrett eines der wartenden Autos fühlte er sich von rauher Hand an der Schulter gepackt.

„Aha", rief Swire ihm ins Gesicht, als er sich rasch umwandte, „das nennen Sie wohl auf mich warten? Machen Sie keine Mätzchen mit mir, Herr, sonst hat's geschnappt!"

Mr. Ludlow äußerte Zeichen von Überraschung, als er den Sprecher sah.

„Ah, da sind Sie ja schon wieder. Ich dachte, Sie würden länger bleiben, und da wollte ich doch lieber bei mir zu Hause auf Sie warten."

„Länger bleiben? Mit zwei Schilling in der Tasche? Wo denken Sie hin? Hätten Sie mir die zehn gegeben, die ich verlangt habe, so hätten Sie mich vielleicht heute nicht mehr gesehen. Aber nun wollen wir unser Geschäft miteinander abmachen."

„Ich bin einverstanden", antwortete Mr. Ludlow kleinlaut. „Nur ersuche ich Sie, so leise zu sprechen wie irgend möglich."

„Zuerst will ich wissen, wo der Mann, der Ihre Schwester geheiratet hat, wohnt. Wo kann ich ihn finden?"

„Er ist im Ausland."

„Das haben Sie mir schon früher einmal gesagt. Aber wo wird er sein, wenn er vom Ausland zurückkehrt?"

„Ich werde offen zu Ihnen sein."

„Das will ich Ihnen auch geraten haben."

„Sie haben mir gewisse Mitteilungen über den Mann gemacht, den meine Schwester entgegen meinem Rate geheiratet hat. Ich bin diesen Mitteilungen nachgegangen, und habe zu meinem großen Schmerz festgestellt, daß sie in der Hauptsache zutreffend sind."

„Na also!"

„Ich habe ermittelt, daß er sich tatsächlich im Gefängnis befunden hat, und auch, durch welches Verbrechen er hineingekommen ist."

„Eine schreckliche, verabscheuungswürdige Missetat."

„Welche?"

„Mord!"

„Mord? Er hat aber nur zwei Jahre erhalten."

„Ja, weil das Gericht sich dazu hat bestimmen lassen, die Anklage auf Totschlag zu beschränken. Trotzdem war es Mord. Und zwar einer der schlimmsten Sorte."

„Was er nachher getan hat, war sicher noch schlimmer."

„Sehr richtig. Anstatt Reue zu zeigen und ein neues Leben zu beginnen, hat er seine Verbrecherlaufbahn fortgesetzt. Und das ist der Mann, den meine Schwester geheiratet hat."

„Sehen Sie, und daß Sie das wissen, verdanken Sie lediglich mir."

„Keineswegs. Ich habe schon vorher allerhand von ihm gewußt."

„Wollen Sie leugnen, daß Sie das Wichtigste von mir haben?"

„Ich leugne nichts, denn ich bin mir meiner Verpflichtungen Ihnen gegenüber bewußt."

„Schön; dann will ich wissen, was es in der Sache für mich zu erben gibt? Bisher war es nur ein Pappenstiel."

„Sie müssen bedenken, daß allerlei in Betracht zu ziehen ist."

„Was mich anbelangt, nur zwei Dinge: ihm eins auszuwischen und soviel wie möglich aus ihm herauszuschlagen."

Dies waren genau dieselben zwei Dinge, die Mr. Ludlow selbst im Auge hatte. Als er schwieg, fuhr Mr. Swire fort:

„Wir haben ihn in der hohlen Hand. Er gibt sich für jemanden aus, der er nicht ist. Auf ein Wort von uns wird er weniger als ein Niemand sein."

„Er ist kein Verbrecher gewöhnlichen Kalibers, auch wird man nicht so leicht mit ihm fertig, wie Sie zu glauben scheinen!"

„Als ob ich das nicht wüßte! Hat er nicht bereits Hand an mich gelegt? Aber ich weiß etwas anderes. Hat er Ihre Schwester gern?"

„Soviel ich weiß, ja, wenigstens in seiner Art."

„Dann haben wir ihn beim Wickel."

„Was meinen Sie damit?"

„Durch sie. Wenn wir ihr die Daumenschrauben aufsetzen, drücken wir ihn. Es könnte ihr das Herz brechen. Frauenherzen brechen leicht."

„Sie mögen recht haben."

„Freut mich, daß Sie das einsehen. Dann wollen wir uns aber sofort an die Arbeit machen. Zunächst müssen Sie mir alles über ihn sagen, was ich nicht weiß: wer er ist, was er ist und wo er ist. Sodann werden wir untereinander abmachen, wie wir teilen."

„Es muß Ihnen aber klar sein, daß mir hauptsächlich daran liegt, meine Schwester vor einem schlimmeren Schicksal zu bewahren."

„Das können Sie Ihrer Großmutter erzählen. Ich weiß genau, woran Ihnen hauptsächlich liegt. An Ihrer Schwester jedenfalls nicht; Sie und ich, wir sind Brüder gleicher Kappen, nur daß Sie ein Heuchler sind und ich nicht." Mr. Ludlow sah aus, als ob es ihm nicht recht behagte, mit Swire auf die gleiche Stufe gestellt zu werden. „Sie werden mir das alles erzählen", fuhr Mr. Swire fort, „und dann werden wir beide uns verständigen. Darauf machen wir uns zu Ihrer Schwester auf, und Sie lassen mich mit ihr ein paar Worte reden. Die Folge wird sein, daß ihr Mann seine Taschen aufreißt, damit ich nicht mehr sage . . ."

„Ihr Plan hat etwas für sich."

„Das will ich meinen. Ich habe solche Sachen schon öfter gefingert. Wenn man einem Menschen in die Taschen langen will, einem, den man in der Hand hat, sage ich immer, wo ist die Frau, die er lieb hat."

*

Weihnachten nahte heran. Die Vorbereitungen, die in Dene-Park für den Empfang des jungen Paares getroffen wurden, waren das Gespräch der ganzen Gegend. Das alte Haus war zu neuem Glanz erstanden. Die Anweisungen des neuen Besitzers waren kurz, aber umfassend gewesen:

Es braucht nicht gespart zu werden, aber ich will keinen Prunkpalast eines Millionärs von gestern. Mein Heim soll das eines Gentleman sein und nicht nur ein Beweis der Kaufkraft des Geldes."

Diese Anweisungen waren Personen und Firmen gegeben worden, von denen erwartet werden konnte, daß sie sie verstehen und genau beachten würden. Der neue Verwalter, Glaßpoole, war öfters erstaunt über verschiedenes, was geschah.

„Nicht ein einziges Möbelstück wird ins Speisezimmer gestellt. Eine funkelnagelneue Einrichtung wäre billiger gekommen als die Reparatur der alten Klamotten."

Diese Bemerkung war an einen Mann gerichtet gewesen, der ein intimer Bekannter Glaßpooles geworden war — niemand anderer als Herr August Chaffing.

(Fortsetzung folgt.)

Kapiton und die Motorwagen.

Skizze von **Werner Zibaso.**

„Hört jetzt die Geschichte von Kapiton Vilescu, jawohl, demselben Kapiton, der heute über die schimmernden Autos des jungen Grafen Sergejowitsch gebietet und eine blaue Tuchuniform mit goldenen Litzen trägt. Gib die Schnapsflasche her, Freundchen, damit ich mich recht besinne auf die Zeit vor dem großen Krieg, als Ueskiüb noch Sultansland war und Kapiton ein Droschkenkutscher, bevor er zu den Räubern ging . . .

Eine lange Zeit ist seither vergangen, vierzig Jahre... Kapiton hatte in Ueskiüb einen schwarzlackierten, fast gräflichen Wagen gekauft mit einem schwarzen Wallach davor, jawohl. Es war eine Lust, ihn durch die Stadt jagen zu sehen, doch im gleichen Jahr noch kamen die Autos.

Ich sage: die Autos kamen. Mit Gestank und Lärm ratterten sie über das Pflaster, fuhren auf dem Land das Geflügel zuschanden und machten auch nicht vor dem gesitteten Fußgänger halt. Mit Kapiton aber nahm es einen schlechten Verlauf. Es fing damit an, daß er ständig um des Rechtsanwalts Kaganowitsch Haus herumschlich, der sich als erster einen Benzinwagen gekauft hatte. Solange schlich Kapiton herum, bis er von dem Herrn selber verjagt wurde. Dann versuchte er es bei dem Arzt Michail Barianu, doch auch dort mußte er verschwinden. Wir dachten, Kapiton sei voller Haß, daß es Wagen gäbe, die ohne Pferd laufen. Aber eines Tages verkaufte er seine Kutsche und den braunen Wallach, verkaufte alles, was er besaß, und ließ sich aus Pest ein — Auto kommen!

Ein Auto, sage ich, beim heiligen Himmel. Als er es vom Bahnhof abholte, setzte er sich hinein, als sei er in solch einem Gefährt geboren worden, und knatterte los, puffte über die Bahnhofsstraße bis zur Moschee, den Korso entlang, wieder zurück und auf den Markt. Dort blieb der Wagen stehen und Kapiton mußte ihn nach Hause schieben.

Da zerlegte er ihn und schaute ihm wie ein Arzt in den Bauch. Drei Wochen lang suchte er nach der Krankheit, am Montag der vierten Woche endlich tauchte er wieder auf und ging geradeswegs hinüber zu Onkel Mischas Kneipe. „He, Onkelchen, ein Viertel Neunziggrädigen!" bellte er und hatte die Stirn in Falten.

Sie hatten ihn also betrogen, die Herren in Pest, und der Autowagen war ein schlechter Tausch, denn um ihn fahren zu können, hätte Kapiton erst wieder ein Pferd kaufen müssen. Für ein Pferd jedoch hatte er kein Geld mehr . . .

Im Herbst besaß Kapiton nur noch eine Lederweste, seine Stiefel und das geblümte Halstuch. „Das Leben ist ernst, ihr Freunde — nicht jedem beschert es Sonnenschein", sagte Onkel Mischa dann eines Tages, als Kapiton keinen einzigen Dinar mehr besaß.

Kapiton runzelte nur die Stirn. „Beim Teufel!" sagte er endlich. „In die Plaschkawitza werde ich gehen!"

In den Plaschkawitza-Bergen saß damals der lahme Kragujovicz — Ihr kennt ihn wohl noch: der größte Räuberhauptmann seit den Tagen der Regierungs-Strafexpedition. Nun — daß Kapiton vom Schicksal gesegnet und wohlbehalten zu der Bande gestoßen war, erfuhren wir wenig später, als der Rechtsanwalt mit einem Eselgespann statt mit seinem Benzinwagen von einer Fahrt durch die Plaschkawitza zurückkehrte. Nun frage ich aber: was machten Kragujovicz oder seine Leute mit einem Benzinwagen in ihrer Steinwildnis? Wollten sie sich ihr Hirn einrennen? Nein, niemand anders als Kapiton hatte das Auto beschlagnahmt und fuhr nun damit auf der Schliplјer Chaussee herum, bis auch unser Arzt seinen Wagen an ihn verlor. Es war ein neues Modell, wie ich mir habe erzählen lassen, und Kapiton hatte seine Freude daran. Doch nicht lange, denn wenig später legte der Polizeichef ein besonderes Kommando nach Schliplje, und aus war es mit dem Autofahren.

Man kann sogar sagen: aus war es mit dem freien Leben. Ja, einige wetteten, die Polizei wollte nun ernsthaft mit dem lahmen Kragujovicz aufräumen. Denn als Kapiton — diesmal mit dem Automobil des Friedensrichters — wieder einmal die Landstraße befuhr, schossen sie auf ihn und hätten ihn womöglich getroffen, wenn ihnen die Regierung auch neue Gewehre gegeben hätte. Von da ab durfte Kapiton mit seinen Wagen nicht mehr fahren, sondern mußte sie auf Befehl des lahmen Kragujovicz vom Gabelfelsen in den Breganitza-Fluß hinabstürzen. Ein bitteres Los für einen Freund der Autos, ihr Freunde, und ich verstehe Freund Kapitons Trauer. Denn was nützte es ihm, daß er jedesmal vorher die Motoren auseinandernehmen und wieder zusammensetzen konnte?

Und was nun kommt, habe ich von dem Leibdiener Prokop des alten Grafen — er war selber dabei, doch nun ist er tot:

Wie es im Ratschluß des Himmels wohl beschlossen stand, fingen die letzten Drei der Bande — der lahme Kragujovicz, Kapiton und der rote Robesco — den alten Grafen mitsamt seiner Frau und dem Leibdiener Prokop mitten in der Plaschkawitza ab und erleichterten sie um die Dinare. So weit war es nun wunschgemäß abgelaufen, und der alte Kragujovicz dankte dem Himmel . . . als Kapiton plötzlich an den Wagen trat. Das Auto, gerade aus der Fabrik abgeholt, strahlte wie der Regenbogen in Lack und Nickelglanz. Kapiton umschlich es wie ein Wunder. In den Motor schaute er hinein und darunter, betastete die Ledersitze, das Verdeck und was sonst noch an solch einem Wagen daran ist. „Nur einen Augenblick", sagte er und saß hinter dem Lenkrad. „Nur mal sehen, wie er läuft —", und fuhr auch schon ein Stück die Straße hinab.

Eigentlich wollte er nur bis zum Gabelfelsen, von dem der Wagen hätte hinabgestürzt werden sollen. Aber nicht nur der Mensch, auch ein Pferd hat eine Seele, und ein Benzinwagen ist kein totes Ding — er läuft und lärmt, und des Herrn Wille ist unerforschlich. So fuhr der Wagen über den Gabelfelsen hinaus und die Strecke nach Sofia hinunter und dann wieder zurück bis dort, wo das gräfliche Herrschaftspaar zusammen mit dem Leibdiener Prokop allein und verlassen inmitten der unwirtlichen Plaschkawitza stand.

„Mit Verlaub — wenn die Herrschaften einsteigen wollen?" verbeugte sich Kapiton, denn er hatte Lebensart und wußte, was sich in solchen Lagen schickt. „Wenn die gräflichen Herrschaften einsteigen wollen, so will ich die Herrschaften wohlbehalten nach Sofia und noch weiter fahren, denn ich bin ein Mensch — ein Mensch, der den Fortschritt liebt!" Genau so drückte sich Kapiton aus und hatte mit diesen Worten wohl endgültig die neue Zeit in die Plaschkawitza eingeführt. Denn er selber fuhr das gräfliche Herrschaftspaar nach Sofia und weiterhin in einer neuen Tuchuniform bis zu des alten Grafen Tod. Er war der beste Fahrer bis Wien hinauf, und auf dem Balkan straft man keine Taten, die ein gräflicher Wagenlenker ehemals im Sultansland beging . . ."

Hier räusperte sich Väterchen Mimliczky, der diese Geschichte erzählte, und nahm einen Schluck. „Ich glaube, Euer Schnaps ist nicht mehr so gut wie ehemals, vor dem großen Krieg", sagte er. „Doch die Zeiten sind dahin. Als der alte Graf starb, bekam Kapiton goldene Litzen statt der alten silbernen und die Oberaufsicht über alle Wagen und Chauffeure des jungen Grafen Sergejowitsch. Den lahmen Kragujovicz hingegen fingen die Polizisten und schickten ihn auf seine alten Tage zur Zwangsarbeit. Schlechte Zeiten sind es, Ihr Freunde, und was Eure Flasche betrifft, so ist sie leer . . ."

Die Neuangeworbenen.

Skizze von **Konrad Seiffert.**

Alle Bewohner des Dorfes standen auf dem schmalen Sandstreifen am Ufer als wir aus der Bucht herausfuhren. Sie winkten und riefen uns nach. Die Burschen schoben die Auslegerboote vom Sand ins Wasser. Andere liefen auf den schmalen Landungssteg. Sie sprangen mit girrenden, miauenden Schreien kopfüber in das unwirklich klare Wasser, zwischen die Scharen der glitzernden Fische. Sie schossen den Booten ihrer Genossen nach, die uns umschwärmten.

Die Frauen am Ufer winkten und trillerten, die Kinder streckten ihre prallen dunkelbraunen Bananenbäuchlein heraus. Sie fuhren entsetzt, lachend, schreiend zurück, als unsere Sirene zum Abschied aufheulte.

Von diesem Dorf kamen keine Leute an Bord. Die Regierung hatte hier das Anwerben verboten aus Gründen, die wir nicht genau kannten, und der Häuptling und der chinesische Händler am Ausgang des Dorfes waren unbestechlich gewesen; sie achteten darauf, daß die Anordnung nicht übertreten wurde. Wir schieden darum als gute Freunde. Auf der „Palmyra" befand sich kein Bewohner des Dorfes, dessen Weggang auf drei oder zwei Jahre seine Freunde zu beklagen gehabt hätten.

Achtundfünfzig junge Männer waren wir an Bord. Die meisten von ihnen hatten noch nie ihre Insel verlassen, noch nie die Planken eine Schiffes betreten, das durch die Kraft rätselhafter, geheimnisvoller Maschinengötter vorwärtsgetrieben wurde. Sie saßen dicht nebeneinander am Heck. Sie lauschten auf das Stampfen der Maschine, auf den gurgelnden Gang der Schraube. Sie sahen auf den quirlenden Rauch, der dem Schlot entströmte. Sie stießen sich verstohlen mit dem Ellenbogen an. Sie benahmen sich wie folgsame, sanfte Tiere, die gestreichelt werden wollen.

Einige, freilich waren unter ihnen, die kannten den Betrieb. Die hatten ihre drei Jahre oder gar mehr schon hinter sich. Die waren auf ihre Insel und ihre Dörfer zurückgekehrt wie Helden, als reiche Männer, sie hatten Schiffskisten mitgebracht mit vielen guten Dingen, mit Tabak, Perlen, Bändern, bunten Tüchern, Beilen und Nähnadeln. Sie hatten den Wert des Geldes kennen gelernt und, leider, auch die Wirkung europäischen Alkohols. Diese Weitgereisten und Erfahrungsreichen saßen unter den Neulingen, erzählten und erklärten. Aber es schien, als hörte man ihnen gar nicht oder nur sehr zerstreut zu. Die fremdartige Umgebung bedrückte die Neuen zu stark.

Hinten verschwammen die Einzelheiten ihrer Insel. Das Donnern der Brandung ging unter im Lärm der Maschinen. Schmaler wurde der weiße Streifen aus Schaum und Gischt. Die Kronen der Palmen zerflossen in der Wand des zum Ufer herniederstürzenden Grüns, in dem nur noch die breiteren Schluchten als dunkle Rillen eingekerbt waren. Die beiden Gipfel der Insel ragten hoch. Auch sie waren eingebettet, überwuchert vom Grün.

Nun, da sie kleiner wurden, da sie von Minute zu Minute mehr zusammenschrumpften, da sie bald im Meer unterzugehen schienen, sahen alle neuangeworbenen Leute hin. Sie vergaßen das Stampfen der Maschinen und die Wirbelblasen der Schraube. Dort, hinten, verschwand die Insel im Meer, ihre Heimat. Sie waren ganz still geworden, waren noch näher zusammengerückt, sie hockten auf den Fersen oder lagen auf den Knien. Mancher hatte seinen Arm um den Nacken seines Nebenmannes gelegt. Mancher hielt seinen Nebenmann an der Hand fest. Einer hob sein Amulett aus Muschelschalen und Fischflossen hoch über den Kopf. Sie hatten ihre Augen weit geöffnet, im Weiß lagen die großen, dunklen, tierhaften Sterne eingebettet wie in Flocken seidiger Baumwolle. Sie machten lange Hälse. Die Sehnen und Adern traten dabei wulstig unter der dunklen Haut hervor. Ihre Münder waren halb geöffnet, wie zum Schrei. Aber sie schrien nicht. Sie starrten nur hinüber zu ihrer verschwindenden Heimat und waren still. Und dann ging die Insel im Blaugrün des ruhigen, ebenen, nur leise atmenden Meeres unter.

Die Leute starrten hin. „Ak!" machte der, der sein Amulett noch immer mit gestrecktem Arm hochhielt. „Ak!" machten alle. Aus! Vorbei! Verloren! Heimat, o Heimat! Es klang wie das dumpfe Brechen erstorbenen Holzes, wie das eigenartige Flügelschlagen der schwarzen, klugen Krähen bei uns daheim, wenn sie von Scholle zu Scholle hopsen auf dem frischgepflügten Acker und nach Engerlingen suchen. Der Amuletträger ließ langsam seinen Arm sinken, und es war eine Bewegung, um die eine begnadete Tänzerin diesen tierhaften Südseemenschen hätte beneiden können. Sie starrten noch eine Weile hin zum Horizont, dann fielen sie ganz in sich zusammen.

Banks aber, der Kapitän, wußte, was er in diesem entscheidenden Augenblick zu tun hatte. Seine Schiffsburschen, selber Insulaner, wie die Neuangeworbenen, aber schon bekleidet mit Hosen und Gürteln aus Europa oder doch wenigstens mit herrlich bunten Lendentüchern und Strohhüten oder Tellermützen, trabten nun über die Planken, zum Heck hin. Jeder von ihnen trug einen Stapel blecherner Eßnäpfe.

„Kai kai!" riefen sie den stumm Hockenden schon von weitem zu, „kai kai!" Es gibt Essen! Hallo!

Da fuhren die Leute auf, sprangen auf die Füße, sahen sich an, lachten, gluckten, meckerten durcheinander, trippelten hin und her, rieben sich aufgeregt aneinander, strichen sich mit ihren langen, schmalen Händen über ihre Bäuche. Big fellow kai very much! Wie es ihnen von den Werbern versprochen worden war.

Sie nahmen die Blechgefäße mit beiden Händen, drehten sie hin und her, kratzten mit den Nägeln daran herum, rochen, leckten daran, trommelten im Chor mit den Fingerknöcheln darauf, kicherten, wunderten sich über den klirrenden neckischen Ton, den die Gefäße hergaben. Die Erfahrenen unter ihnen sagten ihnen Bescheid, unterrichteten sie, schilderten ihnen die Herrlichkeiten, die es jetzt zu essen geben mußte.

Es gab Reis mit Büchsenfleisch. Sie traten an in einer Reihe, — im Gänsemarsch tänzelten sie zur Küche, ließen sich ihre Näpfe füllen bis zum Rand. Sie grunzten erstaunt, sie bekamen reichlich, überreichlich zu essen. Am Heck saßen sie dann beisammen, dichtgedrängt. Sie aßen dieses erste Essen auf dem fremden Schiff aufgeregt schnatternd, sie sahen dauernd zur Küche hinüber, und die Weitgereisten und Wissenden hatten viel zu erklären. Bis dann die kurze Dämmerung kam und sie das Heck der „Palmyra" einhüllte.



Lustige Ecke



Peinliche Frage.

Klanglos spielt Klavier. Frau Klanglos singt dazu.

„Ein Vermögen habe ich für die Stimme meiner Frau ausgegeben", sagt Klanglos dann stolz.

Der Besuch bedauert: „Das glaube ich gern! Läßt sich wirklich nichts dagegen tun?"

*

Schuhe in Schottland.

Der Schotte kaufte seiner Frau neue Schuhe. Das kommt auch in Schottland vor. Als sie zum erstenmale mit den neuen Schuhen ausgingen, schrie der Schotte seine Frau an:

„Mach gefälligst große Schritte, dann halten die Schuhe länger!"

*



Blitzlichtaufnahme — oder: Angeschwärzt.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg